

Schlör

**Medienkulturen in Familien
in belasteten Lebenslagen**



Band 11 der Reihe

Medienpädagogische Praxisforschung

herausgegeben von Horst Niesyto

Katrin Schlör

Medienkulturen in Familien in belasteten Lebenslagen

Eine Langzeitstudie zu medienbezogenem
Doing Family als Bewältigungsressource

kopaed (muenchen)
www.kopaed.de

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

*Das Leben der Eltern ist das Buch,
in dem die Kinder lesen.
Gisela Rudolf*

ISBN 978-3-86736-370-9

Druck: docupoint, Barleben

© kopaed 2016

Arnulfstr. 205, 80634 München

Fon: 089.68890098 Fax: 089.6891912

e-mail: info@kopaed.de Internet: www.kopaed.de

Danksagung

Die vorliegende Arbeit wurde im Oktober 2015 am Institut für Erziehungswissenschaft an der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg als Dissertationsschrift angenommen und durch die Landesgraduiertenförderung Baden-Württemberg sowie die Forschungsförderung der PH Ludwigsburg unterstützt.

Mein Dank gilt allen, die mich auf vielfältigste Weise auf diesem Weg begleitet haben. Im Besonderen:

Prof. Dr. Horst Niesyto danke ich für seine fachliche und persönliche Begleitung. Er hat mein sozialpolitisches Bewusstsein gestärkt, mich immer wieder motiviert und für (medien)pädagogische Fragestellungen begeistert.

Prof. Dr. Petra Grimm entdeckte bereits während meines vorherigen Studiums an der Hochschule der Medien in Stuttgart meine Freude am Forschen. Ihrer Unterstützung verdanke ich, dass ich mich auf den Weg gemacht habe, zu promovieren.

Ich danke zudem meinen Mitdoktorandinnen und -doktoranden sowie Kolleginnen und Kollegen der Abteilung Medienpädagogik, insbesondere Dr. Christoph Eismann, Dr. Verena Ketter, Dr. Martina von Zimmermann, Dr. Jan-René Schluchter, Dr. Petra Reinhard-Hauck, Michael Waltinger, Gesine Kulcke und Daniel Trüby für die gegenseitige Unterstützung, Beratung und Aufmunterung. Dieser Zusammenhalt bestärkte mich als externe Doktorandin darin, nicht alleine zu arbeiten.

Außerdem danke ich Stefanie Hofer für ihre mehrjährige Unterstützung und Freundschaft, Jacqueline Diehl für ihre Hilfe in der Anfangszeit meiner Arbeit, Dr. Stefanie Rhein für unzählig viele richtigen Worte zur richtigen Zeit, Alexandra Findeis für Rat und Tat, Dr. Ulla Autenrieth für Erfahrung und Motivation, Claudia Mainka fürs Texte zurechtbiegen, Ursula Kluge für die gemeinsame Leidenschaft, medienpädagogische Angebote für Familien in belasteten Lebenslagen zu entwickeln und umzusetzen und meinen Freunden sowie meiner Familie für Ermutigung, Ablenkung und Geduld.

Besonders danken möchte ich allen teilnehmenden Familien für die Offenheit und das Vertrauen, mir Einblick in ihr Leben zu geben. Nun ist „das Buch“ endlich da.

Mein ganz besonderer Dank gilt meinen Eltern Jutta und Eberhard Berger. Ihr habt in mir die Neugier am Leben geweckt und gepflegt. Ihr habt mich stets unterstützt und bestärkt, eigenständig und unabhängig zu denken.

Am meisten und von ganzem Herzen danke ich meinem Mann und gleichzeitig besten Freund und Berater Christof – Du bist mein Fels in der Brandung! – und meiner Tochter Ida, die wenige Wochen vor der Abgabe dieser Arbeit geboren wurde. Euch widme ich dieses Buch.

Vorwort des Herausgebers

Die vorliegende Dissertationsstudie von Katrin Schlör zum Thema „Medienkulturen in Familien in belasteten Lebenslagen“ intendiert in primär theoriebildender Perspektive Zusammenhänge zwischen den Disziplinen der Familienforschung und der Medienforschung aufzuzeigen, um ‚Familie‘ sowohl als Lebenswelt als auch Medienwelt unter Einbezug familiensoziologischer und medienpädagogischer Erkenntnisse tiefergehend zu verstehen. Bereits im einführenden Kapitel betont die Autorin: „In der vorliegenden Untersuchung soll der Leser an dem Lernprozess der Forscherin teilhaben und – einer Reise durch das Thema gleich – den Weg vom Vorverständnis zum Wissen nachvollziehen können“ (S. 22). Mit dieser Reise lädt Katrin Schlör dazu ein, in der verschriftlichten Darstellung ihrer Forschung ihr Vorgehen und ihre Erfahrung bei der Anwendung des Ansatzes Grounded Theory Methodology (GTM) begreifbar, nachvollziehbar zu machen. Bei der GTM orientiert sie sich vor allem an Breuer (2009), der darauf hinwies, dass die GTM – im Unterschied zu ‚klassischen‘ Studien – die Konkretisierung von Forschungsfragestellungen prozesshaft vornimmt und nicht zu Beginn alle Fragestellungen en block definiert.

In diesem Grundverständnis werden auf S. 31 die ursprünglichen und die im Prozessverlauf schließlich entstandenen, zentralen Fragestellungen genannt:

- Wie gestalten sich Medienerziehungs- und Mediensozialisationsprozesse in Familien in belasteten Lebenslagen? Inwieweit findet in diesen Familien hierbei eine Anregung zu produktiver und intergenerationeller Medienpraxis statt?
- Welche Bedeutung hat die elterliche Medienbiografie für die familiäre Medienpraxis? Welche (geschlechtsspezifischen) Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster bezüglich Medien werden innerfamiliär reproduziert?
- Wie werden familiäre Medienbildungsprozesse durch intergenerationell-produktive Medienpraktiken angeregt? Welchen Beitrag leisten diese Praktiken für das Doing Family?

Diese Fragestellungen benennen insbesondere bezüglich elterlicher Medienbiografien und intergenerationell-produktiver Medienpraxen Desiderata, die bislang in der medienpädagogischen Forschung nicht systematisch bearbeitet wurden.

Im Hinblick auf die methodologisch-methodische Gestaltung der Studie unterstreicht Schlör, dass für sie Forschung als reziproker Prozess des Gebens und Nehmens im Sinne einer partizipativen Sozialforschung sehr wichtig ist. Sie greift damit auch Intentionen der Aktions- und Praxisforschung auf. Es geht ihr um eine gemeinschaftlich-kooperative Entwicklung von Zielsetzungen. In diesem Kontext ist auch die Auseinandersetzung mit Präkonzepten relevant, gerade im Hinblick auf

die Reflexion und Selbstreflexion der darin enthaltenen Risiken und Potenziale. Für die Auseinandersetzung mit Präkonzepten wird das Führen eines Forschungstagebuches betont, um eine skeptische Einstellung gegenüber dem eigenen Vorwissen bewahren zu können und einen kreativen Prozess der Theoriebildung zu fördern.

Spannend ist die Darstellung des Zugangs zum Feld, auch in Auseinandersetzung mit den Erfahrungen aus anderen Studien (Verzicht auf institutionelle Zugänge, Konzentration auf informelle Kontexte/ Zugänge). Die Arbeit bietet (in Kap. 5) eine kompakte Übersicht zu den ausgewählten Familien entlang bestimmter Kriterien. Dargestellt werden sieben Familien-Fallbeispiele. Das Vorgehen der GTM wird nachvollziehbar dargestellt und begründet, weshalb jeweils der nächste Fall ausgewählt wird. Eingebettet wird die Begründung zur Auswahl in methodologische Überlegungen zur Subjekt- und Kontext-Orientierung als wichtige Grundsätze familienethnografischer Forschung. Interessant ist hier u.a. der reflexive Verweis auf die Aufgabe „autoethnografischer“ Arbeit: die Notwendigkeit der eigenen Auseinandersetzung (als Forscherin) mit den medialen Praktiken, die im Feld in Erfahrung gebracht werden (persönliches Ausprobieren und Nachvollziehen als ein wichtiger Aspekt gelungenen Fremdverstehens). Schlör arbeitet überzeugend heraus: Nicht die Methode bestimmt das Setting, sondern die vorgefundenen Bedingungen bestimmen die Methode; subjektadäquate Forschung erfordert viel Flexibilität, Vertrauen und Durchhaltevermögen. Deutlich wird auch: für die Forschung ist es notwendig, das gesamte Familiensystem im Blick zu haben und Kindern genügend Raum zur Artikulation zu geben.

Die Arbeit stellt die Forschungspraxis und die einzelnen Methoden und Arbeitsschritte detailliert vor. In einer ersten Forschungsphase stand die Entwicklung und Umsetzung der GTM projektbezogen im Mittelpunkt. Es wurden sieben Familien besucht, um Datenmaterial zu erheben und zu analysieren (Methoden: gemeinsames Erzählen, teilnehmende Beobachtung, Mediengrundriss-Zeichnungen, zielgruppenspezifische Fragebögen, weiterer Dokumente). In der zweiten Forschungsphase wurden zentrale Aspekte der bis dahin entwickelten Theorie spezifiziert und die leitenden Forschungsfragen anhand von zwei intensiven Einzelfallstudien beantwortet. Die beiden Familien, die bereits in einer Vorstudie und in der ersten Forschungsphase teilnahmen, wurden insgesamt vier Jahre begleitet. Damit gelang Schlör eine Langzeitstudie, die auch Veränderungsprozesse in den ausgewählten Familien beobachten konnte. In der zweiten Forschungsphase wurden folgende Methoden eingesetzt: medienbiografisch orientierte Gespräche und Medienerinnerungstagebücher, themenzentriert-narrative Gespräche und spontane Alltagsgespräche, fotografisch und filmisch dokumentierte Medientagebücher, kommunikative Validierung im Rahmen von Abschlussgesprächen. Insgesamt handelt es sich (auch bei der Darstellung der Auswertungsmethoden) um einen sehr gut begründeten, multimethodischen Ansatz.

Mit Blick auf die zentralen Forschungsfragen der Studie können folgende Ergebnisse hervorgehoben werden, die einen Erkenntnisfortschritt in der Fachdiskussion markieren:

- Die soziale und mediale Praxis in Familien kann im Rahmen des von Schlör entwickelten Konzepts zu einer familialen Medienkultur angemessen verstanden werden. Die Überlegungen sind anschlussfähig an Aspekte der (quantitativ orientierten) FIM-Studie des Medienpädagogischen Forschungsverbundes Südwest (2011), insbesondere was die Bedeutung emotionaler Nähe in Familienkulturen betrifft. Damit verknüpft sind familienidentitätsbezeugende Praktiken im Sinne von Doing Family, also Herstellung von Familie (Hervorbringung und Tradierung von Familienkultur). Schlör bezieht sich beim Konzept Doing Family vor allem auf Lange (2010).
- Die Studie kann belegen, dass sich soziale Belastungsfaktoren und zeitliche Engpässe negativ auf das subjektive Wohlbefinden von Familien auswirken. Die Studie bleibt jedoch nicht bei der Konstatierung dieses Befundes stehen (den auch andere Studien feststellten), sondern zeigt auf, wie Familien mittels Doing Family-Praktiken versuchen, diese negativen Einflussfaktoren zu bewältigen.
- Im Unterschied zum Konzept des (medialen) Habitus (Kommer unter Bezug auf Bourdieu), welches nur schwer für die vorliegende Studie zu operationalisieren war, erbrachte das Konzept der familialen Medienkultur und die Auseinandersetzung mit der Medienbiografie der Eltern im Vergleich zu aktuellen Medienpraktiken in der Familie konkrete Befunde. Es wurde deutlich wie unterschiedliche Mediensozialisationsakteure (auch außerhalb des kernfamilialen Systems) auf medienbezogene Aushandlungsprozesse und damit verknüpfte Wertvorstellungen Einfluss nehmen. Schlör spricht z.B. von einem „Kräftemessen“ hinsichtlich der Wertvorstellungen und Haltungen gegenüber Medien. Die Studie analysiert, dass Medienerziehung in Familien einem erheblichen Druck durch außerfamiliale Akteure und deren Bildern und Verständnissen von Medien ausgesetzt ist. Auch hier ist die Arbeit anschlussfähig an andere Studien, insbesondere von Wagner et al. (2013).
- Des Weiteren belegt die Studie, dass Medienerziehung in Familien zwischen den Polen „Förderung/Initiierung“ und „Verbot/Restriktion“ oszilliert und Formen der reziproken Medienerziehung zu beachten sind (insbesondere Einfluss der Kinder in Richtung der Eltern). Besonders interessant ist der Befund, dass vor allem ältere Kinder die familienkulturell verinnerlichten Muster mehr und mehr in ihren eigenen Medienerfahrungsraum einbinden, wodurch sie eine Rekonstruktionsleistung der familialen Medienkultur erbringen. Bezüglich geschlechtsspezifischer medialer Reproduktionsmuster konnte die Studie keine verbindlichen Aussagen treffen.

Als zentrales Ergebnis wird in der Studie festgehalten, dass sowohl individuelle als auch kollektive Medienpraktiken in Familien in belasteten Lebenslagen der medienbezogenen Alltags- und Lebensbewältigung dienen. Dies betrifft vor allem klassische Entwicklungsaufgaben und alltagspraktische Anforderungen. Medien werden auch genutzt, um Probleme und Belastungssituationen zu bewältigen (Konflikte, Multilokalität, Reproduktion oder Erweiterung des Familiensystems). Medien werden in diesen Situationen häufig eingesetzt, um den familialen Zusammenhalt zu

stärken. Schlör schlussfolgert, dass es wichtig ist, die Funktionen von Medienpraktiken zu hinterfragen – und nicht vorschnell aufgrund bestimmter Medienpraktiken Defizitzuschreibungen vorzunehmen. Auf dem Hintergrund dieser Ergebnisse formuliert die Dissertation im abschließenden Kapitel 15 Handlungsimpulse für die (medien)pädagogische Praxis. In acht Punkten erfolgen konkrete konzeptionelle Anregungen für lebenslagensensible Medienbildungsangebote mit Familien.

Katrin Schlör gelang es im Laufe der mehrjährigen Forschungsarbeit trotz wiederholter schwieriger Situationen im Feld immer wieder, Lösungen für die Fortsetzung der forschungspraktischen Arbeit zu finden. Dieser Erfolg ist wesentlich darin begründet, dass sie eine konsequent subjekt- und dialogorientierte Forschungspraxis realisierte. Besonders überzeugend ist die Analyse, dass die familiäre Medienkultur und die damit verknüpften Medienpraktiken eine sehr wichtige Bewältigungsresource für Familien in belasteten Lebenslagen sind. Damit überschreitet Schlör den (medien- und kulturpessimistischen) Horizont von Defizitzuschreibungen und begründet eine erfahrungsbezogene Perspektive alltäglicher Lebensbewältigung mit Medien, die anschlussfähig für die Entwicklung medienpädagogischer Angebote ist.

Abschließend sei angemerkt, dass die Langzeitstudie finanziell im Rahmen der Landesgraduiertenförderung Baden-Württemberg und der Forschungsförderung der Pädagogischen Hochschule über mehrere Jahre hinweg unterstützt wurde. Damit ist die Studie auch ein Beispiel dafür, dass es über entsprechende infrastrukturelle Rahmenbedingungen möglich ist, qualitative Langzeitstudien gezielt und erfolgreich zu fördern.

Prof. Dr. Horst Niesyto

Bezüglich der Literaturangaben vergleiche das Literaturverzeichnis der vorliegenden Arbeit von Katrin Schlör.

Inhalt

Danksagung	5
Vorwort des Herausgebers	7
Abkürzungen	19
A Einführung	21
1 Hinführung	21
2 Zum Aufbau der Arbeit – „Reise durch das Thema“	23
3 Zum Thema und Forschungsgegenstand	24
3.1 Das persönliche Interesse: Motivation und Anspruch	25
3.2 Der wissenschaftliche Bedarf: Theoretische Überlegungen und erster Überblick zum Stand der Forschung	27
3.3 Themenfokussierung – Desiderate, Ziele und Forschungsfragen	30
3.4 Entscheidung für die Grounded Theory Methodology	33
B Forschungsmethodologie der Studie	35
4 Zum Grundprinzip der (Reflexiven) Grounded Theory Methodology – „Vom Vorverständnis zum Wissen“	35
4.1 Die GTM als qualitatives Verfahren	35
4.2 Der Prozess der Theoriegenerierung	37
4.3 Selbstreflexivität als Kernprinzip der Reflexiven GTM	39
4.3.1 Das Konzept der reflektierten Offenheit	39
4.3.2 Werkzeuge und Praktiken der Selbstreflexion	40
4.4 Die Bedeutung von Literatur im Forschungsprozess	40
4.5 Der erweiterte Datenbegriff – „all is data“	41
4.6 Die Entstehung einer Theoretischen Sensibilität	42

5	Zur Beziehung zwischen Forscherin und Feld – Zugang, Sampling und Kommunikation	43
5.1	Theoretisches Sampling und Theoretische Sättigung	43
5.2	Familien aus sozialstrukturell benachteiligten Lebenslagen – Ergebnisse einer einführenden Literaturrecherche	45
5.2.1	Das Konstrukt Familie – Definitionen und Konzepte	45
5.2.2	Familienformen und Akteure	46
5.2.3	Funktionen von Familie	49
5.2.4	Sozialstrukturell benachteiligte Familien	51
5.3	Zugang zum Feld	54
5.3.1	Zugang über Institutionen der Familienpädagogik	55
5.3.2	Zugang über Multiplikatoren und informelle Kontexte	59
5.4	Falldarstellungen – Familien im Sample	60
5.4.1	Familie Covo	61
5.4.2	Familie Schulze	63
5.4.3	Familie Cullen	64
5.4.4	Familie Güneş	66
5.4.5	Familie Friedenberg	68
5.4.6	Familie Wolf/Emam	69
5.4.7	Familie Sailer	70
5.5	Bezüge zur (familien)ethnografischen Forschung	72
5.5.1	Grundsätze interpretativer (familien)ethnografischer Forschung	72
5.5.2	Subjektorientierung und Kontextualisierung	74
5.5.3	Kommunikation und Interaktion mit den Familien	77
6	Zur konkreten Forschungspraxis	79
6.1	Methodologischer Aufbau von Forschungsphase I	80
6.1.1	Die Methode des „Gemeinsamen Erzählens“	80
6.1.2	Teilnehmende Beobachtung: schriftliche und auditive Beobachtungsprotokolle und Selbstreflexion	82
6.1.3	Mediengrundriss-Zeichnungen	85
6.1.4	Zielgruppenspezifische Fragebögen	87
6.1.5	„All is data“: journalistische Daten, Bücher, Filme, Serien und Aktivitäten im Feld	87

6.2	Methodologischer Aufbau von Forschungsphase II	88
6.2.1	Medienbiografisch orientierte Gespräche und Medienerinnerungstagebücher	89
6.2.2	Themenzentriert-narrative Gespräche und spontane Alltagsgespräche	94
6.2.3	Fotografisch und filmisch dokumentierte Medientagebücher	95
6.2.4	Kommunikative Validierung - Abschlussgespräche	99
7	Zur Auswertungs- und Kodierpraxis in der Grounded Theory Methodology	101
C	Ergebnispräsentation „Grounded Theory“	107
8	Lebenswelt Familie	107
8.1	Theorie einer Familienkultur	108
8.1.1	Definition und Verständnis des Konzepts Familie	108
8.1.2	Doing Family – zur Herstellung von Familie	113
8.1.2.1	„Practice Turn“ – „doing culture“	114
8.1.2.2	„Familie als alltägliche Herstellungsleistung“	115
8.1.2.3	Doing Family in Familien in belasteten Lebenslagen	117
8.1.3	(Re-)Konstruktion eines Familiencharakters	126
8.1.3.1	Familiencharakter, Familienidentität und Familienhabitus	126
8.1.3.2	Familienidentität zwischen Selbst- und Fremdbild	128
8.1.3.3	Familienhabitus als generatives Prinzip	132
8.1.4	Gesellschaft als sozialer Raum – Familie als soziales Feld	136
8.1.5	Zusammenfassung: Theorie einer Familienkultur	140
8.2	Lebenslagen von Familien	143
8.2.1	Von der „sozialstrukturellen Benachteiligung“ zur „belasteten Lebenslage“	143
8.2.2	Ressourcen familialer Lebenslagen	147
8.2.2.1	Gesundheitliche Ressourcen	147
8.2.2.2	Bildungsressourcen	148

8.2.2.3	<i>Positive Arbeitssituation</i>	150
8.2.2.4	<i>(Frei-)Zeit</i>	151
8.2.2.5	<i>Finanzielle Ressourcen</i>	152
8.2.2.6	<i>Positiv bewerteter Wohnraum/Lebensraum</i>	152
8.2.2.7	<i>Soziale Ressourcen</i>	154
8.2.2.8	<i>Partizipationsmöglichkeiten</i>	155
8.2.3	Belastungen familialer Lebenslagen	157
8.2.3.1	<i>Gesundheitliche Belastungsfaktoren</i>	157
8.2.3.2	<i>Formale Bildungsnachteile</i>	160
8.2.3.3	<i>Belastende Arbeitssituation</i>	161
8.2.3.4	<i>Mangel an Zeit</i>	163
8.2.3.5	<i>Finanzielle Belastungsfaktoren</i>	163
8.2.3.6	<i>Mangelhafter Wohnraum/Lebensraum</i>	164
8.2.3.7	<i>Soziale Belastungsfaktoren</i>	166
8.2.3.8	<i>Mangel an Partizipationsmöglichkeiten</i>	170
8.2.4	Zusammenfassung: Ressourcen und Belastungen in Familien	172
8.2.5	(Lebens-/Alltags-)Bewältigung in der Perspektive des Lebenslagenkonzepts	176
8.2.5.1	<i>Stress- und Copingtheorien</i>	177
8.2.5.2	<i>Das Belastungs-Bewältigungs-Modell nach Hurrelmann</i>	180
8.2.5.3	<i>Das Konzept der (Entgrenzten) Lebensbewältigung nach Böhnisch</i>	181
9	Medienwelt Familie	184
9.1	Theorie einer familialen Medienkultur	184
9.1.1	Medienverständnis – „Was sind eigentlich Medien?“	184
9.1.1.1	<i>Unkenntnis und Unsicherheit von Medienbegriff und -zugehörigkeit</i>	185
9.1.1.2	<i>Gegenstandsbasiertes Medienverständnis</i>	186
9.1.1.3	<i>Inhaltsbasiertes Medienverständnis</i>	187
9.1.1.4	<i>Handlungsbasiertes Medienverständnis</i>	189

9.1.2	Mediensozialisation in Familien	191
9.1.2.1	<i>Medienbezogene Werte, Haltungen und Normen</i>	192
9.1.2.2	<i>Mediensozialisationsakteure im Familienfeld</i>	195
9.1.2.3	<i>Medienräume in Familien</i>	203
9.1.3	Medienerziehung in Familien	211
9.1.3.1	<i>Medienerziehungs-Dimensionen</i>	212
9.1.3.2	<i>Medienbezogene Konflikte in Familien</i>	219
9.1.3.3	<i>Medienerziehungskompetenz von Eltern</i>	220
9.1.4	(Intergenerationelle) Medienbildung in Familien	224
9.1.4.1	<i>Intra- und intergenerationelle Medienpraxis in Familien</i>	224
9.1.4.2	<i>Intergenerationelle Medienbildung zwischen Medienkompetenzvermittlung und gemeinschaftlichen Bildungsprozessen</i>	227
9.1.5	Zusammenfassung: Theorie einer familialen Medienkultur	234
9.2	Medien als Bewältigungsressource	236
9.2.1	Familiale Medienkultur in der Perspektive von Lebensbewältigung	236
9.2.1.1	<i>Funktionen von Medien</i>	236
9.2.1.2	<i>Medienbezogene Bewältigungsstrategien in Familien</i>	239
9.2.2	Medienbezogenes Doing Family zur Bewältigung von innerfamilialen sozialen Belastungsfaktoren	242
9.2.2.1	<i>Bewältigungsstrategien: Kommunizieren, Aktives Medienhandeln, Rezipieren und Informieren</i>	242
9.2.2.2	<i>Funktionen medienbezogener Doing Family-Praktiken</i>	253
9.2.2.3	<i>Grenzen und Chancen medienbezogener Doing Family-Praktiken</i>	258

D	Einzelfallanalysen	265
10	Familiäre Medienkultur in Familie Cullen	265
10.1	Lebenslage und deren Veränderung im Zeitverlauf	266
10.2	Elterliche Medienbiografie als strukturgebender Moment der familialen Medienkultur	268
10.2.1	Analyse des medienbiografisch orientierten Gesprächs mit Janine Cullen	268
10.2.1.1	<i>Biografie</i>	268
10.2.1.2	<i>Leitmedienanalyse</i>	269
10.2.1.3	<i>Medienkultur in der eigenen Kernfamilie</i>	272
10.2.1.4	<i>Reflexion handlungsleitender Motive und deren Bedeutung für die medienbezogene Lebens- und Alltagsbewältigung im Lebensverlauf</i>	275
10.2.2	Analyse des medienbiografisch orientierten Gesprächs mit Tobias	282
10.2.2.1	<i>Biografie</i>	282
10.2.2.2	<i>Leitmedienanalyse</i>	283
10.2.2.3	<i>Medienkultur in der eigenen Kernfamilie</i>	284
10.2.2.4	<i>Reflexion handlungsleitender Motive und deren Bedeutung für die medienbezogene Lebens- und Alltagsbewältigung im Lebensverlauf</i>	286
10.3	Dimensionen der Mediensozialisation	289
10.3.1	Muster familialer Medienpraktiken	290
10.3.1.1	<i>Intensive Medienpraxis</i>	290
10.3.1.2	<i>Intergenerationelle Medienpraxis</i>	292
10.3.1.3	<i>Produktive Medienpraxis</i>	293
10.3.1.4	<i>Kritische Haltung gegenüber Medien</i>	295
10.3.2	Medienräume	296
10.4	Dimensionen der Medienerziehung	302
10.4.1	Praktiken der Medienerziehung	302
10.4.2	Medienbezogene Konflikte	303
10.5	Dimensionen der intergenerationellen Medienbildung	305
10.5.1	Voneinander Lernen	305

10.5.2	Miteinander Lernen	306
10.5.3	Übereinander Lernen	306
10.5.4	Aneinander Lernen	307
10.6	Medienbezogene Bewältigungspraktiken im Kontext von Doing Family	308
10.6.1	Inklusive und integrative Doing Family-Praktiken	308
10.6.2	Segregative und exklusive Doing Family-Praktiken	312
11	Familiäre Medienkultur in Familie Covo	313
11.1	Lebenslage und deren Veränderung im Zeitverlauf	314
11.2	Elterliche Medienbiografie als strukturgebender Moment der familialen Medienkultur	315
11.2.1	Analyse des medienbiografisch orientierten Gesprächs mit Sabine Covo	315
11.2.1.1	<i>Biografie</i>	315
11.2.1.2	<i>Leitmedienanalyse</i>	316
11.2.1.3	<i>Medienkultur in der eigenen Kernfamilie</i>	317
11.2.1.4	<i>Reflexion handlungsleitender Motive und deren Bedeutung für die medienbezogene Lebens- und Alltagsbewältigung im Lebensverlauf</i>	319
11.3	Dimensionen der Mediensozialisation	322
11.3.1	Muster familialer Medienpraktiken	322
11.3.1.1	<i>Funktional-informationsorientierte Medienpraxis</i>	322
11.3.1.1	<i>Ambivalenz aus Generationendifferenz und intergenerationeller Medienpraxis</i>	323
11.3.1.2	<i>Kritisch-kulturpessimistische Haltung gegenüber Medien</i>	324
11.3.2	Medienräume	326
11.4	Dimensionen der Medienerziehung	330
11.4.1	Praktiken der Medienerziehung	330
11.4.2	Medienbezogene Konflikte	332
11.5	Dimensionen der intergenerationellen Medienbildung	333
11.5.1	Voneinander Lernen	334
11.5.2	Miteinander Lernen	334
11.5.3	Übereinander Lernen	335

11.5.4	Aneinander Lernen	333
11.6	Medienbezogene Bewältigungspraktiken im Kontext von Doing Family	337
11.6.1	Inklusive und integrative Doing Family-Praktiken	337
11.6.2	Segregative und exklusive Doing Family-Praktiken	340
12	Zusammenfassende Betrachtung	341
E	Schlussbetrachtung	343
13	Gedanken zum forschungsmethodologischen Vorgehen	343
14	Zusammenfassung und Diskussion der Ergebnisse	345
15	Handlungsimpulse für die (medien)pädagogische Praxis	351
	Literatur	357

Unterlagen zum forschungsmethodologischen Vorgehen können im Anhang unter www.kopaed.de auf der Webseite zum Buch abgerufen werden.

Abkürzungen

Aufl.	Auflage
bspw.	beispielsweise
bzw.	beziehungsweise
Ders.	Derselbe
Dies.	Dieselbe
Ebd.	Ebenda
evtl.	eventuell
FBS	Familienbildungsstätte
GTM	Grounded Theory Methodology
Hrsg.	Herausgeber; Herausgeberin(nen)
S.	Seite(n)
SPFH	sozialpädagogische Familienhilfe
u. a.	unter anderem; unter anderen
u. U.	unter Umständen
Vgl.	vergleiche
z. B.	zum Beispiel
zit. nach	zitiert nach

A Einführung

1 Hinführung

Als 2009 mit den Vorarbeiten zu dieser Studie begonnen wurde, kam dem Konzept Familie in der Öffentlichkeit – u. a. im Hinblick auf die hoch emotionale Debatte um das damals geplante Betreuungsgeld (vgl. bspw. Erdmann 2009) – große Aufmerksamkeit zu. Während den letzten Arbeiten am Forschungsbericht ist dieses aufgrund der Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts zwar fast wieder Geschichte (vgl. Bundesverfassungsgericht 2015), doch noch immer kreisen die Gedanken der Gesellschaft um die Frage der Normativität und Anerkennung familialer Lebenswirklichkeiten. So titelt aktuell die Wochenzeitung DIE ZEIT: „Was heißt heute Familie?“. Fast zeitgleich erscheint die Shell Jugendstudie 2015 und bezeichnet Familie als „emotionalen Heimathafen“, der für Jugendliche im Vergleich zu den Vorjahren kontinuierlich an Bedeutung gewonnen hat (vgl. Shell Deutschland Holding 2015, S. 15). Familie, so scheint es, ist zugleich etwas Rationales und Emotionales, etwas Dynamisches und Stabiles, das Menschen berührt und umtreibt. Unterdessen ist speziell das Feld Familie von hohen gesellschaftlichen Anforderungen gekennzeichnet. Die kürzlich erschienene Studie des Statistischen Bundesamts zur Zeitverwendung in Deutschland macht deutlich, dass Väter und Mütter mehr als zuvor Beruf und Familie in Einklang bringen möchten und viele sich, je nach Lebenssituation, mehr Zeit mit ihren Kindern oder mehr Zeit für Erwerbsarbeit wünschen (vgl. DESTATIS 2015, S. 7ff). Die Familienpolitik ist trotz solcher Erkenntnisse ratlos. Maßnahmen wie flexiblere Arbeitszeiten, mehr Betreuungsangebote für die Kleinen oder finanzielle Maßnahmen weiten zwar die Möglichkeiten, Familie zu gestalten, ändern jedoch wenig an den starren normativen Strukturen in den Köpfen. Beruflich erfolgreich sein, eine ‚gute Mutter‘, ein ‚guter Vater‘ sein, finanziell unabhängig sein – all das sind Leitbilder einer Gesellschaft, die Optimierung und Erfolg nicht nur als ideal, sondern als selbstverständlich voraussetzt. Dazu kommt, dass nach der „Entgrenzung von Erwerbsarbeit“ von einer „Entgrenzung von Familie“ (Jurczyk et al. 2009a, S. 37) gesprochen werden kann. Das Deutsche Jugendinstitut zeigt auf, dass insbesondere die gemeinsame Zeit als Familie durch entgrenzte Arbeits- und Bildungszeiten sowie Freizeitgestaltungen Veränderungen wie Alltagsfragmentierungen oder Zeitstress erfährt. Zudem leben Familien vermehrt – u. a. bedingt durch Trennung und Scheidung – in multilokalen Settings, die einen hohen Anspruch an die Alltagskoordination stellen (vgl. ebd., S. 40f). Zum Alltag von Familien gehört – wie immer wieder bewiesen werden konnte – die praktische und kognitive Auseinandersetzung mit Medien (vgl. bspw. mpfs 2012; Hurrelmann/Becker/Nickel-Bacon 2006; Barthelmes/Sander 1997; Charlton/Neumann 1986). Auch vor diesem Lebensbereich machen gesellschaftliche Umbrüche und strukturelle Veränderungen nicht Halt. Bedingungen medialer Beschleunigung erschweren Bildungsprozesse vor dem Hintergrund der Distanzierungs- und Reflexionsfähigkeit

(vgl. Niesyto 2012). Gleichzeitig beunruhigen neue Medienentwicklungen insbesondere Eltern, die sich als wenig kompetent erleben (vgl. mpfs 2012, S. 86f). Kinder fordern jedoch speziell in Bezug auf problematische Aspekte neuer Medien Unterstützung von ihren Eltern ein (vgl. Grimm/Rhein/Clausen-Muradian 2008, S. 279ff). Mediensozialisation und Medienerziehung in Familien gestaltet sich in diesem Umfeld als zunehmend komplexe Aufgabe, die es neben den Anforderungen an andere alltägliche berufliche wie private Herausforderungen zu erfüllen gilt. Dabei stellt sich die Frage, wie Familien, deren Alltag durch Belastungen wie Krankheit, Trennung oder finanzielle Sorgen erschwert ist, Ansprüchen an ein ‚gelingendes‘ Aufwachsen mit Medien begegnen. Bleibt dabei überhaupt Raum für die bewusste Auseinandersetzung mit Medien? Studien, die Familien mit einem sozioökonomisch niedrigen Status bzgl. ihres Medienumgangs untersuchen konnten, zeichnen meist ein Bild von enger Medienbindung und guter Medienausstattung auf der einen, sowie wenig Medien(erziehungs)kompetenz auf der anderen Seite (vgl. bspw. Livingstone/Mascheroni/Dreier/Chaudron/Lagae 2015, S. 14ff; Paus-Hasebrink/Kulterer 2014, S. 268ff). Diese Erkenntnisse können im Kontext möglicher Auswirkungen im Spannungsfeld von Anforderungen an und Problemen in Familien gedeutet werden. Gleichzeitig wird jedoch ein Perspektivenwechsel notwendig. Zum einen scheint der Blick auf objektive Faktoren wie Bildung und Einkommen nur ein Zugang zur Lebenswelt von Familien zu sein, der Aspekte der Entgrenzung von Familie und damit einhergehend die Frage nach dem Wohlbefinden innerhalb der daraus resultierenden Alltagsansprüche ausblendet. Zum anderen interessiert doch vielmehr die Frage nach dem „Warum?“ und „Wie?“ als dem „Was?“. Dadurch wird der Blick auf eine ganz andere Frage gelenkt: Welche Bedeutung nehmen Medien in einem von Problemen durchdrungenen Alltag ein? Erst durch diesen Fokus lassen sich medienpädagogische Hilfestellungen für Familien entwickeln, die an deren Ressourcen und Belastungen ansetzen und Medienpraktiken als einen Aspekt der Lebensgestaltung anerkennen.

Während zu Beginn dieser Studie das Themenfeld „Medien und Familie“ nur wenig Beachtung, sowohl in Wissenschaft als auch Praxis, zukam, erlebte es in den darauffolgenden Jahren zwar eine Renaissance, doch an vertieften interdisziplinären Auseinandersetzungen zwischen Familienforschung und Medienforschung mangelt es nach wie vor (siehe auch Lange 2013, S. 60ff). Die vorliegende Studie „Medienkulturen in Familien in belasteten Lebenslagen“ bringt diese Disziplinen in einen engen Zusammenhang und zeigt in der Theoriegenerierung sowohl die Lebenswelt als auch die Medienwelt Familie unter Einbezug familiensoziologischer und medienpädagogischer Erkenntnisse familialer Praxiskulturen auf. Durch den besonderen Charakter einer Langzeitstudie gibt sie darüber hinaus Einblick in Veränderungsprozesse ausgewählter Familien, die sowohl familiäre und entwicklungsbedingte Umbrüche, als auch mediale Fortschritte abbilden.

2 Zum Aufbau der Arbeit – „Reise durch das Thema“

Der vorliegende Forschungsbericht hat zum Ziel, sowohl das forschungsmethodologische Vorgehen als auch die Erkenntnisse für andere Leser mit und ohne Vorwissen erfahr- und nachvollziehbar zu machen. Nach Esselborn-Krumbiegel betrachtet er die Aufgabe eines wissenschaftlichen Textes als den Transfer von Wissen. Dabei ist im besten Falle die Verstehensstruktur des Lesers der Wissensstruktur des Autors ähnlich. Erzielt wird diese Passung durch eine kognitiv klare Strukturierung des Textes, die den Leser durch den Bericht führt (vgl. Esselborn-Krumbiegel 2008, S. 165). In der vorliegenden Untersuchung soll der Leser an dem Lernprozess der Forscherin teilhaben und – einer Reise durch das Thema gleich – den Weg vom Vorverständnis zum Wissen nachvollziehen können.

Anders als in manchen Studien, bei denen der Forschungsbericht ein abschließendes Resümee darstellt, besteht die Arbeit mit der Grounded Theory Methodology (im Folgenden abgekürzt: GTM) von Anfang an zu großen Teilen aus dem Schreiben. Darunter zu fassen sind u. a. das Verbalisieren von Überlegungen und Gedanken sowie erste Interpretationen. Unter Berücksichtigung der Regeln des wissenschaftlichen Schreibens sind nach Breuer durchaus auch kreative Schreibformen und Gestaltungen denkbar, die eventuell mit unterschiedlichen Textformaten und literarischen Genres arbeiten (vgl. Breuer 2009, S. 103ff). Diese Arbeit ist nach einem solch experimentellen Aufbau gegliedert. Sie stellt den oben benannten Lernprozess der Forscherin auf möglichst nachvollziehbare Weise dar, indem der Forschungsbericht den Weg vom Vorverständnis zum Wissen zusammen mit den Lesenden beschreibt und sie so durch den Prozess der Theoriegenerierung begleitet.

Während **Teil A** neben einer thematischen Hinführung (Kapitel 1) und dem hier beschriebenen Aufbau der Arbeit (Kapitel 2) den Forschungsgegenstand skizziert (Kapitel 3), widmet sich **Teil B** der Darlegung der Forschungsmethodologie. Da das Projekt nach den Prinzipien der Reflexiven GTM (vgl. Breuer 2009) arbeitet, wird zunächst in Kapitel 4 auf die Besonderheiten des Forschungsstils verwiesen und anschließend in Kapitel 5 auf die Bedeutung der Beziehung zwischen Forscherin und Feld eingegangen, die sich in der Zugangsgenerierung, der Gestaltung des Samplings sowie der Kommunikation und Interaktion mit den beteiligten Familien zeigt. In Kapitel 6 steht die konkrete Forschungspraxis sowie deren Reflexion im Vordergrund. Die vorliegende Studie ist in zwei Forschungsphasen unterteilt. Nach der Generierung der Grounded Theory in Phase I, deren methodologischer Aufbau in Kapitel 6.1 beschrieben wird, schließen sich in Forschungsphase II (Kapitel 6.2) Einzelfallanalysen mit zwei Familien an. Kapitel 7 macht anschließend die Auswertungs- und Kodierpraxis der GTM-Studie transparent.

Die im Forschungsprozess gewonnene Grounded Theory steht im Zentrum von **Teil C**, in dem anhand der beiden Felder „Lebenswelt Familie“ (Kapitel 8) und „Medienwelt Familie“ (Kapitel 9) zum einen die Theorie einer Familienkultur (Kapitel 8.1) und zum anderen die Theorie einer familialen Medienkultur (Kapitel 9.1) entworfen

werden. Auf Basis der Lebenslagen von Familien (Kapitel 8.2) sowie der Auseinandersetzung mit dem Konzept „Bewältigung“ (Kapitel 8.2.5) zeigt die Studie in Kapitel 9.2 die Bedeutung von Medien als Bewältigungsressource auf.

Die Einzelfallanalysen in **Teil D** dienen der Spezifizierung der gewonnenen Erkenntnisse. Anhand zweier Fälle verdeutlichen die beiden Kapitel 10 und 11 wie Familien ihre Medienkulturen leben und welche Bedeutung dabei der elterlichen Medienbiografie zukommt (Kapitel 10.2 und 11.2). Anhand der Dimensionen der Mediensozialisation (Kapitel 10.3 und 11.3), Medienerziehung (Kapitel 10.4 und 11.4) und intergenerationellen Medienbildung (Kapitel 10.5 und 11.5) werden Tradierungs- und Rekonstruktionsleistungen deutlich. Im Anschluss zeigen die Analysen in Kapitel 10.6 und 11.6 auf, wie die beiden Familien Doing Family-Strategien mittels Medien gestalten und innerfamiliäre Belastungsfaktoren bewältigen. Kapitel 12 fasst die Erkenntnisse der Einzelfallstudien vor dem Hintergrund von Gemeinsamkeiten und Unterschieden zusammen.

Abschließend widmet sich **Teil E** in Kapitel 13 der Reflexion des forschungsmethodologischen Vorgehens, bevor die zentralen Ergebnisse in Kapitel 14 sowohl zusammengefasst als auch in den aktuellen Fachdiskurs eingebettet werden. Um nicht auf der Ebene der Theoriegenerierung zu verharren, sondern praktische Lösungen für die medienpädagogische Arbeit mit Familien in belasteten Lebenslagen anzubieten, werden in Kapitel 15 Handlungsimpulse für die (medien)pädagogische Praxis vorgeschlagen.

3 Zum Thema und Forschungsgegenstand

Strauss und Corbin beschreiben in ihrem Buch „Grundlagen qualitativer Sozialforschung“ die verschiedenen Wege, die ein Forscher bei seiner Themenfindung einschlagen kann. Neben vorgeschlagenen und zugewiesenen Themen oder Hinweisen aus der Fachliteratur können die persönliche und berufliche Erfahrung den Weg zu einem Forschungsgegenstand weisen. Zentrale Aufgabe in den Anfängen der Forschung ist die Entwicklung einer ersten Fragestellung. Sie grenzt den Forschungsbereich weiter ein und fokussiert das Forschungsinteresse auf forschungsökonomisch „machbare“ sowie thematisch besonders interessante Desiderate und Aspekte des Gegenstandes (vgl. Strauss/Corbin 1996, S. 19ff).

Wie im darauffolgenden Teil B der Arbeit zur Forschungsmethodologie der Untersuchung ausführlich beschrieben, bezieht sich diese Studie auf den Forschungsstil der Reflexiven GTM nach Breuer. Hierbei weist der Forschungsprozess selbstreflexive Züge auf und das Abfassen des Forschungsberichts variiert im Vergleich zu klassischen Berichten. Breuer erklärt hierzu:

Es gibt nach unserer Ansicht interessante (Entwicklungs-)Möglichkeiten des gegenstandsangepassten, eigensinnigen und/oder kreativen Schreibens und Gestaltens der

Forschungsberichte in unterschiedlichen Textformaten und literarischen und performativen Genres – sofern es die Umstände sozialwissenschaftlichen Arbeitens erlauben. (Breuer 2009, S. 106)

Zu dieser Schreibweise gehört auch ein Offenlegen des Prozesses der Themenfindung. Dies beinhaltet neben der Skizzierung des Forschungsstandes und der Identifizierung von Desideraten die Beschreibung der eigenen Motivation sowie die kurze Erläuterung vorheriger Erfahrungen im Untersuchungsfeld. In Anlehnung an Breuers Empfehlung, in Gesprächen mit Untersuchungspartnern die Forscherperson „sichtbar“ zu machen (vgl. Breuer 2009, S. 64), sind in dieser Arbeit Inhalte, die auf subjektive Sichtweisen, Erfahrungen, Präkonzepte und Erlebnisse verweisen, optisch durch einen kursiven Schriftschnitt hervorgehoben. Zudem wechselt die „Erzählperspektive“ an jenen Punkten in die Ich-Form, an denen es für die Leserschaft wichtig ist, die Perspektive oder das Vorgehen der Forscherin nachvollziehbar zu machen. Durch diese reflexiven Elemente liefert die vorliegende Studie über die konkreten Forschungserkenntnisse hinaus einen methodologischen Ertrag, der anderen Forschenden als Erfahrungsbericht und Impulsgeber für die Gestaltung kommender Studien dienen kann.

3.1 Das persönliche Interesse: Motivation und Anspruch

Ein jeder Forschungsprozess hat einen Beginn. Dieser kann plötzlich, bspw. in Form einer Zusage zu einer Arbeitsstelle, einem Promotionskolleg oder einem Forschungsprojekt sein. Oder aber der Beginn selbst ist ein Prozess – ein Prozess des Aushandelns, Kennenlernens, Verwerfens, Fokussierens und Anfreundens mit Themen, Theorien oder Disziplinen. Manchmal wird er jedoch durch einen genauen Zeitpunkt konkretisiert: Durch den Moment eines Einfalls. Glaser und Strauss heben die besondere Bedeutung von Einfällen als „Quelle der Theorie“ hervor. Dabei betonen sie, dass Einfälle nicht nur im Rahmen der Forschung selbst, sondern auch in Bezug auf persönliche Erfahrungen legitim und wünschenswert sind. Dabei ist es besonders wichtig, sie zu „kultivieren“, das heißt, sie nicht zu unterdrücken, sondern ihren Status als „Sprungbrett für eine systematische Theoriebildung“ anzuerkennen (vgl. Glaser/Strauss 2008, S. 255ff). Diese Form von Kultivierung erfolgt durch eine Beschreibung der eigenen Motivation bzw. bestimmter für den Forschungsprozess relevanter Einfälle.

*Ein Aspekt, der für meine Themenwahl von besonderer Bedeutung war, ist der Anspruch von **Forschung als reziproker Prozess des Geben und Nehmens**, bei dem es mir darum geht, die Unterstützung der Teilnehmenden an meiner Studie wertzuschätzen und ihnen „etwas zurückzugeben“.*

Der hier angesprochene Gedanke verweist auf den Ansatz der „Partizipativen Sozialforschung“, in der dem Forschenden ein erhöhtes Engagementlevel zukommt, aufgrund dessen sie oder er nicht nur beschreibend und analysierend tätig wird, sondern eine zielorientierte Veränderung des Untersuchungsfeldes anstrebt.

Dabei geht es zum einen um die strategische Wissens- und Theorieproduktion, die Kenntnisse über das untersuchte soziale Feld vermittelt, zum anderen um eine sozial-gesellschaftliche Praxiswirkung, die das Feld positiv beeinflusst. Diese praktische Intervention hat einen Anspruch auf Nachhaltigkeit und zielt auf einen Kompetenzerwerb der betroffenen Feldmitglieder ab. Ein wichtiges Kriterium ist hierbei die von Forschenden und Betroffenen gemeinschaftlich-kooperativ durchgeführte Entwicklung, Realisierung und Reflexion von Zielsetzungen und Strategien zur Problemlösung. Kritisch zu sehen ist jedoch die Gefahr einer normativen Herangehensweise und hierarchischer Überlegenheit der Forscherpersonen. Gelingt es die „lebensweltliche Expertise“ der Feldmitglieder produktiv zu nutzen, so können sich erfolgversprechende subjektorientierte Problemlösungsstrategien ergeben (vgl. Breuer 2009, S. 36f). Eine Disziplin, die die Kooperation mit den Forschungspartnern gezielt nutzt, um Betroffene zu unterstützen, ist die Gemeindepsychologie (Community Psychology). Eine ihrer grundlegenden Forderungen ist es,

Partei für diejenigen zu ergreifen, die im sozialen System benachteiligt sind. [...] Gemeindepsychologie will parteilich sein. Sehr bewußt¹ werden Lebensbereiche zum Forschungsthema gemacht, in denen gesellschaftliche Ausgrenzung herrscht und deren Mitglieder unterprivilegiert sind. Gemeindepsychologen sehen es als ihre Aufgabe an, die jeweiligen Lebensbedingungen zu untersuchen und Möglichkeiten zu entwickeln, wie diese verändert werden können. (Bergold 2000 [22]).

Bereits der Forschungsgegenstand wird folglich aufgrund einer gewissen Parteilichkeit ausgewählt. Bergold betont an dieser Stelle mit Keupp, dass dieser Ansatz unter keinen Umständen mit der Sammlung von „gewünschten“ Daten verwechselt werden darf. Vielmehr geht es um die bewusste Entscheidung für ein Forschungsinteresse und die Reflexion desselben. Darum plädieren auch Gemeindepsychologen, wie bereits bei Breuer in der „Sichtbarmachung“ des Forschers gefordert, für eine Offenlegung des Forschungsinteresses, da Forschung nie wertfrei stattfinden könne, sondern immer in politischen Kontexten eingebettet sei (vgl. ebd. [22-27]). Auch im Rahmen der medienpädagogischen Praxisforschung, die als solche der partizipativen Sozialforschung zuzuordnen ist (vgl. Breuer 2009, S. 36), basiert der Forschungsprozess auf einem gegenseitigen Geben und Nehmen. Während die Forschungsteilnehmenden Einblicke in ihre Lebenswelt gewähren, bekommen sie von den Forschenden neue Kenntnisse vermittelt. Sie erfahren Selbstwirksamkeit, machen neue (Lern-)Erfahrungen und steigern so ihr Selbstwertgefühl (vgl. Holzwarth/Maurer 2007). Das Forschungsprojekt war somit bereits von Beginn an darauf ausgelegt, den Forschungsteilnehmenden im Sinne eines reziproken Bildungsprozesses Reflexionsanreize für ihr Medienhandeln zu ermöglichen. Während in der ersten Forschungsphase (siehe Teil C) dieser Ansatz nur am Rande zur Geltung kommen konnte, erlebten die Teilnehmenden der

¹ Bei Elementen in wörtlichen Zitaten, die nach der heute gültigen Rechtschreibreform fehlerhaft sind, verzichtet der vorliegende Bericht auf die Kennzeichnung „[sic!]“.

Langzeit-Fallstudie im Rahmen der zweiten Forschungsphase (siehe Teil D) jenes „Geben und Nehmen“ – laut eigener Aussagen – sehr intensiv.

3.2 *Der wissenschaftliche Bedarf: Theoretische Überlegungen und erster Überblick zum Stand der Forschung*²

Im Rahmen einer **ersten Literaturrecherche** zur Themenfindung und -fokussierung wurde ein Basis-Überblick über die Ergebnisse von Studien innerhalb des Forschungsgegenstandes gewonnen. Dabei kann in Literatur zum großen Themenfeld „Medien und Familie“, zum Spannungsverhältnis aus „sozialer Benachteiligung und Medienpraxis“ sowie fokussiert auf die Zielgruppe „Medien in sozialstrukturell benachteiligten Familien“ unterschieden werden. Wie in Kapitel 4.4 ausführlich erläutert, sieht die GTM lediglich eine grundlegende Literaturrecherche zur Identifikation der Desiderate und Forschungsfragen vor, weshalb sich nicht – wie klassischerweise in Forschungsberichten vorzufinden – eine ausführliche Darstellung des Forschungsstandes anschließt. Die Erkenntnisse zu den oben genannten Themenfeldern lassen sich wie folgt zusammenfassen:

In den letzten Jahren wurden in verschiedenen Untersuchungen *soziokulturelle Unterschiede der Mediennutzung von Kindern und Jugendlichen* in Bezug auf Umfang, Qualität und Vielfalt untersucht. Insbesondere anhand der Faktoren Bildung, Alter und Geschlecht wurden starke Differenzen in der Nutzung unterschiedlichster Medien aufgezeigt. So lassen sich Ungleichheiten insbesondere in unterschiedlichen Zugängen zu Medieninhalten und -geräten, in dem Verhältnis zwischen unterhaltungs- und informationsorientierten Medienpraktiken sowie hinsichtlich der Nutzungsintensität identifizieren. Kinder und Jugendliche mit formal niedrigerem Bildungshintergrund nutzen Medien demnach zeitlich intensiver, jedoch einseitiger und wesentlich unterhaltungsfokussierter als formal höher gebildete Gleichaltrige. Ähnliche Ergebnisse zeigen sich auch hinsichtlich der Erfahrung mit problematischen Nutzungsweisen wie bspw. Cybermobbing oder der Kenntnis potenziell entwicklungsgefährdender Inhalte wie Videos mit gewalthaltigen oder pornografischen Inhalten (vgl. bspw. Grimm/Rhein/Müller 2010; mpfs 2009; Grimm/Rhein/Clausen-Muradian 2008; mpfs 2008; Wagner 2008; Treumann/Meister/Sander et al. 2007). Eine wachsende Anzahl an Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern betont die Notwendigkeit, die medialen Partizipationschancen von Kindern und Jugendlichen aus sozialstrukturell benachteiligten³ Milieus vor dem Hintergrund des Digital

² Der Stand der Forschung bezieht sich auf den Kenntnisstand zum Zeitpunkt April 2010, zu dem das Promotionsprojekt an der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg angemeldet wurde. Später identifizierte Quellen und theoretische Bezüge wurden in der Darstellung der Forschungsergebnisse berücksichtigt.

³ Die Betonung liegt hier auf dem strukturellen Faktor der Benachteiligung. Ein lediglich auf sozialen und bildungsmäßigen Einflussfaktoren fußender Begriff von Benachteiligung wäre verkürzt und würde Stigmatisierungsprozesse befördern. Die betroffenen Gruppen sind weder hinsichtlich ihrer soziodemografischen Charakteristik noch anhand ihrer Bewältigungsstrategien als homogen zu begreifen (vgl. Niesyto 2009a, S. 4; Niesyto 2009b, S. 871f).

Divide bzw. des Second Digital Divide⁴ zu reflektieren (vgl. Niesyto 2009a, S. 6ff; Kutscher 2004, S. 140). Insbesondere im Zusammenhang mit der aktuell geführten Medienkompetenzdebatte kommt es häufig zu einer an wirtschaftlichen Interessen orientierten Verengung der Anforderungsdimensionen von Medienkompetenz sowie zu einer normativen Bewertung der milieuspezifischen medienbezogenen Wahrnehmung-, Denk- und Handlungsmuster (vgl. Niesyto 2009a, S. 12ff). Es besteht die Gefahr der Reproduktion von Bildungs- und Teilhabebenachteiligung, wenn nicht zielgruppenspezifische Konzepte zur Medienkompetenzförderung für Kinder und Jugendliche aus benachteiligten Milieus angeboten werden (vgl. Kutscher 2009, S. 13f; Niesyto 2009a, S. 11ff).

Begreift man Medienhandeln als soziales Handeln (vgl. Niesyto 2009a, S. 10), so findet die Auseinandersetzung mit Medien stets in sozialen Kontexten statt. Während im Jugendalter insbesondere Peers und die Medien selbst zur Mediensozialisation beitragen, nehmen Eltern in der Kindheit eine vergleichsweise prägende Rolle ein (vgl. Süss 2004, S. 286f). Obgleich dieses Verständnis der „*Familie als erster Ort der Medien-erfahrung*“ (Barthelmes/Sander 1997, S. 114) bereits um die Jahrtausendwende im Rahmen von Studien des Deutschen Jugendinstituts thematisiert (vgl. Sander 2001; Barthelmes/Sander 1997) und die Rolle der elterlichen Medienbiografien in Anlehnung an Bourdieu als „kulturelles Erbe“ betont wurde (vgl. Sander 2001, S. 246ff), rückt die Familie in ihrer Funktion als primäre Erziehungsinstanz erst seit wenigen Jahren wieder stärker in den Fokus der Mediensozialisations- und Medienbildungsforschung (vgl. bspw. Götz 2009; Henrichwark 2009; Schoett 2009; Paus-Hasebrink/Bichler 2008; Hurrelmann 2006; Süss 2004). Schwerpunkte, die sich in diesen Forschungsarbeiten zeigen, liegen in der Konzentration auf rezeptionsorientierter Mediennutzungsformen, der Fokussierung auf kontrollierende und reglementierende Aspekte der Medienerziehung sowie vereinzelt auf der Identifizierung von Handlungsoptionen im schulischen Kontext und auf der Untersuchung von jugendlichen Forschungsteilnehmern. Neben Forschungsbedarf in der Zielgruppe Familien mit Kindern des Kindergarten- und Grundschulalters, besteht im Rahmen der familialen Medienbildung ein Desiderat insbesondere im Hinblick auf sozialstrukturell benachteiligte Milieus (vgl. auch Düssel 2010, S. 11). Auch methodologisch lässt sich gehäuft ein Trend zu getrennten Einzelbefragungen sowie zu einer Fokussierung auf lediglich ein Kind innerhalb der untersuchten Familien feststellen, was Sozialisationsprozesse zwischen Geschwisterkindern ebenso ausblendet, wie die Erfassung von Formen kollektiver familialer Identitätsbildung. Themenfelder, die von der aktuellen Mediensozialisationsforschung im familialen Kontext nur peripher betrachtet werden, sind die produktive Mediennutzung innerhalb der Familie sowie geschlechtsspezifische Unterschiede in den Medienerziehungspraktiken⁵.

⁴ Die Theorie des Digital Divide nimmt Bezug auf die Wissenskluft-Hypothese, die besagt, dass Medien nicht zur Informiertheit aller beitragen, sondern bestehende Machtverhältnisse und soziale Ungleichheiten hinsichtlich Bildung, sozialer Schicht und Partizipation reproduzieren (vgl. Bonfadelli 2008, S. 270). Während Digital Divide auf die Frage des Zugangs fokussiert, wird im Zuge von Web 2.0 der Second Digital Divide, also Unterschiede hinsichtlich Qualität und Intensität der Nutzung stärker thematisiert (vgl. Niesyto 2009a, S. 8).

⁵ Gleichwohl sind geschlechtsspezifische Unterschiede der Mediennutzung von Kindern und Jugendlichen

Im Rahmen der Erforschung soziokultureller Unterschiede im Bereich der Medienpädagogik ist des Öfteren das Habitus-Konzept sowie die Kapitaltheorie Pierre Bourdieus Teil des forschungstheoretischen Bezugsrahmens. Forschungen zum medialen Habitus von Lehramtstudierenden liefern Erklärungsmuster für deren Schemata der Wahrnehmung, des Denkens und des Handelns hinsichtlich Medien (vgl. Kommer 2010; Biermann 2009a). Diese Erkenntnisse in Bezug auf schulisches Medienhandeln wurden bisweilen kaum auf den informellen Medienbildungsrahmen, im Speziellen den familialen Medienumgang transferiert.

Die „Wiederentdeckung der Lernpotenziale des Bildungsorts Familie“ (Sander/Lange 2006, S. 9) und eine damit einhergehende Betonung der Chancen von intergenerativen⁶ Lernprozessen (vgl. bspw. Tippelt/Schmidt/Schnurr et al. 2009) haben in den letzten Jahren, auch im Rahmen der Medienpädagogik, zu einer vertieften Auseinandersetzung mit intergenerativer Medienbildung geführt (vgl. bspw. Kinder- und Jugendfilmzentrum in Deutschland 2008; Schäffer 2003, S. 213ff). Bislang im Fokus stand hierbei der gemeinsame Bildungsprozess der „älteren“ sowie der „jüngeren“ Generation. Innerfamiliäre intergenerative Medienbildung als Prozess produktiver Auseinandersetzung mit Medien vonseiten der Eltern- und Kindergeneration wurde bislang kaum untersucht.

Neben literarischen Quellen wurden die **Ergebnisse der Vorstudie** zur fotografischen Praxis in Familien in die ersten theoretischen Überlegungen und die Identifikation von Desideraten und Forschungsfragen einbezogen (vgl. im Folgenden Berger 2010a; Berger 2010b). Dabei waren sowohl Erkenntnisse zur konkreten Fotopraxis als auch zu deren Bedeutung für die Familie von großer Wichtigkeit. Es zeigte sich, dass Kinder und Jugendliche bei negativen Erfahrungen mit eigenen fotografischen Abbildungen und Ansprüchen an inszeniertes Verhalten vor der Kamera, mit Erfolgsdruck hinsichtlich des fotografischen Ergebnisses sowie aufgrund der elterlichen Sorge um teure Kameras, einen gehemmten Zugang zu Fotografiepraktiken entwickeln, während sich eine fördernde, interessierte intergenerative Zuwendung sowie ein spielerisch-experimenteller Zugang positiv auf das Interesse der Heranwachsenden auswirkt. Insbesondere die digitale Technologie erleichtert Kindern den Einstieg in die fotografische Praxis bspw. hinsichtlich technisch niederschwelliger Zugängen, kostengünstiger Geräte sowie spielerischer Möglichkeiten der digitalen Bildbearbeitung, die u. a. mit kindlichen Symboliken wie Cartoon-Elementen arbeiten. Fotografie kann somit auch schon jungen Kindern ermöglichen, ihrer Sicht auf die Welt Ausdruck zu verleihen und bei anderen Familienmitgliedern Anerkennung zu erfahren.

Generell können Kinder in Familien als „Motor für die Beschäftigung mit Fotografie“ bezeichnet werden. Insbesondere im Rahmen der Rezeption und

durchaus Gegenstand von Forschungsprojekten (vgl. bspw. Tillmann 2008; Straub 2006).

⁶ Die Begrifflichkeit „intergenerativ“ wurde zu einem späteren Zeitpunkt der Studie zugunsten der korrekten Bezeichnung „intergenerationell“ verworfen.

Anschlusskommunikation mit Familienangehörigen erleben sie Stolz auf die Dokumentation ihrer Lebenswelt und reflektieren gemeinsam im Familienverbund ihre (Familien-)Biografie. Familienfotografien können somit als „materiell gewordene (Familien-)Identität“ beschrieben werden, die aufgrund der Besonderheit der Fixierung von zumeist angenehm erlebten Momenten ein positives Bild von Familie zeichnen. Eine häufige Form körperlich-symbolhafter Ausdrucksformen in Familienfotografien stellt der Kuss oder die Umarmung dar, die als Moment intensiver körperlicher Nähe auch auf visueller Ebene die familiäre Gemeinschaft präsentiert. Wenngleich bestimmte Belastungen in Familien wie ein Mangel an Zeit oder Geld die fotografische Praxis einschränken können, zeigen die Ergebnisse der Vorstudie ein hohes Potenzial von Familienfotografie. Speziell die Funktion als identitätsbezeugender Moment zur Integration der Familiengruppe stellt für die vorliegende Studie eine wichtige Grundannahme dar, speziell da diese Bedeutung vor dem Hintergrund von persönlichen, den Familienzusammenhalt überschattenden Schicksalen wie Krankheit, Tod oder Trennung eine besondere Qualität erfährt.

3.3 Themenfokussierung – Desiderate, Ziele und Forschungsfragen

Wie gezeigt werden konnte, ergeben sich aus dem aktuellen Forschungsstand **Desiderate** zum einen in Bezug auf die Untersuchung der Bedeutung von „neuen“ multifunktionalen Medien wie Computer, Internet und Handy, die bislang, wie Wagner in ihrer Studie betont, kaum Gegenstand der medienpädagogischen Familienforschung sind (vgl. Wagner 2008, S. 32). Zum anderen weisen die vorliegenden Studien nur peripher Untersuchungen zur produktiven Mediennutzung in Familien insbesondere mit jüngeren Kindern auf. Ebenfalls selten Gegenstand der aktuellen Forschung ist die Zielgruppe der sozialstrukturell benachteiligten Familien. Wenngleich Bourdieus Kapital- und Habitus-theorien momentan erneut an Wichtigkeit in der Medienpädagogik gewinnen, so werden sie selten auf innerfamiliäre Reproduktionsprozesse des Habitus bezogen. Es liegt zudem keine Studie vor, welche die geschlechtsspezifischen Reproduktionsmechanismen der Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster des medialen Habitus in der Familie betrachtet. Obwohl verschiedene Studien die Wichtigkeit von Geschwisterbeziehungen für die Mediensozialisation von Kindern betonen (vgl. bspw. Wagner 2008), mangelt es in der Forschung bislang an Untersuchungen der gesamten familialen Mediensozialisationsbedingungen, die ihren Fokus nicht auf lediglich ein Kind oder die Eltern verkürzen.

Bezug nehmend auf diese Forschungsdesiderate intendiert die Arbeit zu Beginn des Forschungsprozesses die ganzheitliche Beschreibung von Mediensozialisations- und Medienerziehungsbedingungen in sozialstrukturell benachteiligten Familien mit Grundschulkindern vor dem Hintergrund Pierre Bourdieus Habitus- und Kapitaltheorie. Während die oben genannten medienpädagogischen Untersuchungen zum Medienumgang in der Familie größtenteils digitale Medien ausklammern und

eine sehr TV-lastige Analyse vornehmen, intendiert die geplante Arbeit die Medienbiografien der Teilnehmenden auch hinsichtlich des digitalen Medienwandels zu reflektieren und die Funktion mobiler Medien für Familien zu berücksichtigen. Wichtig ist außerdem die Auseinandersetzung mit dem Gesellschaftsbild sozialstrukturell benachteiligter Familien sowie die Untersuchung der Fragestellung, welche Auswirkungen der mediale Wandel auf die gesellschaftliche Partizipation dieser Milieus hat. Besonderes Augenmerk liegt auf der Identifikation (geschlechtsspezifischer) Reproduktionsmuster des medialen Habitus sowie auf der Analyse intergenerativ-produktiver⁷ Medienkompetenzbildungsprozesse vor dem Hintergrund familialer Identitätsbildung. Das anfängliche **Ziel des Promotionsprojekts** ist die subjektorientierte Identifizierung von medienpädagogischen Angeboten, die sich an den Bedürfnissen und Ressourcen von Familien aus sozialstrukturell benachteiligten Lebenslagen orientieren. Dies schließt die Konzeption von Workshops auf Basis der intergenerativen Medienarbeit ein.

Wenngleich diese Desiderate und Ziele zu Beginn des Forschungsprozesses insbesondere im Rahmen formaler Anträge recht verbindlich benannt werden mussten, sieht die GTM zunächst keine konkrete Festlegung vor. Ihr Hauptziel ist es, Theorie zu entwickeln. Besonders deutlich wird dies in Bezug auf die **Entwicklung und die Genese der Forschungsfragestellungen**. Während in klassischen Studien die Fragestellungen den Ablauf der Forschung vorgeben, ist sowohl die Auswahl, die Ausrichtung als auch die Präzisierung der Forschungsfragen in der GTM prozesshaft zu sehen (vgl. Breuer 2009, S. 54). Birks und Mills betonen hierzu: „In grounded theory, it is the research that generates the question“ (Birks/Mills 2011, S. 20), wenngleich auch sie auf die formalen Anforderungen von Studien insbesondere im Bereich von Qualifikationsarbeiten verweisen und statt des Verzichts auf Forschungsfragen eine weit gefasste Formulierung empfehlen (vgl. ebd., S. 20f). Um diesen zwiespältigen Anforderungen, die auch Strauss und Corbin reflektieren, gerecht zu werden, benötigt man eine möglichst flexible, offene Fragestellung, die genügend Raum lässt für Einfälle sowie bisher noch nicht erkannte Phänomene und Themen. Wie bereits oben erwähnt, ist die GTM als Lernprozess zu sehen, in dem sich aufgrund unerwarteter Tatsachen neue Entwicklungen ergeben können. So wird auch die Forschungsfrage im Verlauf des Forschungsprozesses immer weiter fokussiert. Es ist folglich ratsam, am Anfang der Forschung eine möglichst breite Fragestellung zu wählen, die dennoch festlegt, was primär untersucht werden soll und eine Wegweiser-Funktion einnimmt (vgl. Strauss/Corbin 1996, S. 21ff). Breuer erklärt diese Anpassungen der Fragestellungen mit dem Erfahrungs- und Wissenszuwachs der Forschenden, der die Vorannahmen zunehmend in Richtung der entstehenden Theorie spezifiziert (vgl. Breuer 2009, S. 55). Strauss und Corbin fassen diesen Argumentationsstrang wie folgt zusammen:

⁷ Der produktive Charakter intergenerativer Medienbildungsprozesse kann in diesem Zusammenhang zum einen mediale Eigenproduktionen (wie Fotos, Videos, Hörspiele, etc.) beinhalten, zum anderen sich auf kognitiv-reflexive, sinnliche und kreative Produktionsprozesse bspw. im Rahmen von Anschlusskommunikation beziehen.

Die Fragestellung in einer Untersuchung mit der Grounded Theory ist eine Festlegung, die das Phänomen bestimmt, welches untersucht werden soll. Sie beinhaltet, was man schwerpunktmäßig untersuchen und was man über den Gegenstand wissen möchte. (Strauss/Corbin 1996, S. 23)

In der Regel untersuchen GTM-Studien Fragestellungen, die eine Handlungs- und Prozessorientierung aufweisen (vgl. ebd.). In der vorliegenden Studie wurden zu Beginn folgende Forschungsfragen entwickelt, um in die Untersuchung des Gegenstandes „Mediensozialisation und Medienerziehung in Familien in sozial strukturell benachteiligten Lebenslagen“ einzusteigen:

- Wie findet in sozialstrukturell benachteiligten Familien eine Anregung zu und Auseinandersetzung mit produktiver Mediennutzung statt?
- Inwieweit werden (geschlechtsspezifische) Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster des medialen Habitus innerfamiliär reproduziert?
- Welche Potenziale für die familiäre Identitätsbildung ergeben sich aus Workshops auf Basis der intergenerativ-produktiven Medienbildung?

Auf Basis verschiedener Überlegungen, die in den folgenden Kapiteln im Sinne der Reflexiven GTM ausführlich dargelegt werden, wurden diese Forschungsfragen wie auch der Arbeitstitel der vorliegenden Studie an die jeweils neuen Forschungserkenntnisse angepasst. Auch die Entscheidung, auf eine zunächst geplante dritte Forschungsphase zu verzichten, ergab eine Änderung der ursprünglichen Fragestellungen, die sich bis zu ihrer endgültigen Fassung weiter spezifizierten und neue Ergebnisse aus dem Analyseprozess einbezogen. Die Forschungsfragen zum Ende der Untersuchung können wie folgt dargestellt werden:

- Wie gestalten sich Medienerziehungs- und Mediensozialisationsprozesse in Familien in belasteten Lebenslagen⁸? Inwieweit findet in diesen Familien hierbei eine Anregung zu produktiver und intergenerationaler Medienpraxis statt?
- Welche Bedeutung hat die elterliche Medienbiografie für die familiäre Medienpraxis? Welche (geschlechtsspezifischen) Wahrnehmung-, Denk- und Handlungsmuster bezüglich Medien werden innerfamiliär reproduziert?
- Wie werden familiäre Medienbildungsprozesse durch intergenerational-produktive Medienpraktiken angeregt? Welchen Beitrag leisten diese Praktiken für das Doing Family?

⁸ Speziell der Erkenntnisprozess von der „sozial strukturellen Benachteiligung“ zur „belasteten Lebenslage“ kann in Kapitel 8.2.1 nachvollzogen werden.

3.4 *Entscheidung für die Grounded Theory Methodology*

Wie bereits mehrfach erwähnt, wurde für die vorliegende Studie die Grounded Theory Methodology als Forschungsstil und methodologischer Bezugsrahmen gewählt. Im folgenden Teil B der Arbeit wird die Besonderheit des Forschungsverfahrens ausführlich erläutert. Dieses Kapitel dient dazu, einen kurzen subjektiven Einblick in den Prozess der Entscheidungsfindung für die GTM zu geben und zu erläutern, warum diese als geeignet für den Forschungsgegenstand sowie das Erkenntnisinteresse der vorliegenden Studie zu sehen ist.

Die Entscheidung, die Studie methodologisch mit dem Forschungsstil der GTM durchzuführen, wurde bereits in einem frühen Stadium der Arbeit getroffen. Nachdem feststand, dass sich ein qualitatives Forschungsdesign für meine Studie eignet (siehe hierzu insbesondere Kapitel 4.1), ergab der fachliche Austausch mit Kolleginnen und Kollegen sowie die Recherche zu adäquaten methodologischen Bezugsrahmen eine große Nähe zur GTM. Insbesondere die offene, unvoreingenommene Herangehensweise sowie der spiralförmige Prozess der Theoriegewinnung (vgl. Krotz 2005, S. 116f) sagte mir, meiner Arbeitsweise sowie meinem Anspruch an Forschung zu. Auch die von Strauss und Corbin betonte Praxisnähe der Forschung, die Offenheit, Flexibilität und Kreativität gegenüber sowohl dem Forschungsprozess als auch den Forschungssubjekten sowie die explorative Annäherung an den Forschungsgegenstand (vgl. Strauss/Corbin 1996, S. 7ff) entsprachen meinem Verständnis von ‚gründlicher‘ Forschung, die Theorie entwickelt, statt Erkenntnisse zu reproduzieren. Auf Basis dieser Entscheidung besuchte ich im Sommer 2010 die Forschungswerkstatt „Grounded-Theory-Methodology“ bei Franz Breuer und Jarg Bergold auf dem Berliner Methodentreffen und lernte dort die Besonderheit der von Breuer entwickelten Reflexiven Grounded Theory Methodology kennen (vgl. Breuer 2009), die insbesondere in Kapitel 4 ausführlich dargestellt wird.⁹

⁹ Die genannten Prämissen zur Entscheidung für ein Vorgehen nach dem Forschungsstil der GTM stützt auch die später erschienene Praxisanleitung von Birks und Mills, die bestimmte Faktoren identifiziert, die gegeben sein sollten, um mit der GTM erfolgreich zu arbeiten. Hierzu zählt neben einem explorativen Charakter des Forschungsgegenstandes der Anspruch, Theorie anstelle von Beschreibungen generieren zu wollen. Außerdem betonen die Autorinnen, dass Forschungsprojekte, die der GTM folgen, einen prozesshaften Gegenstand untersuchen sollten (vgl. Birks/Mills 2011, S. 16ff). Alle drei Faktoren sind in dem vorliegenden Forschungsprojekt gegeben.

B Forschungsmethodologie der Studie

4 Zum Grundprinzip der (Reflexiven) Grounded Theory Methodology – „Vom Vorverständnis zum Wissen“¹⁰

The difference between the particularistic, routine, normative data we all garner in our everyday lives and scientific data is that the latter is produced by a methodology. This is what makes it scientific.
(Glaser 2004, [1])

Der methodologische Bezugsrahmen der vorliegenden Studie orientiert sich an dem Forschungsdesign der Grounded Theory Methodology (Im Folgenden abgekürzt: GTM), welche 1967 von Barney G. Glaser und Anselm L. Strauss erstmalig unter dem Titel *The Discovery of Grounded Theory: Strategies for Qualitative Research* beschrieben wurde. Bei der GTM basiert die Theorieentwicklung auf Grundlage der im Forschungsprozess gewonnenen Daten und nicht auf logisch-deduktiven hypothetischen Vorannahmen. Auf diesem Verständnis von „Theorie als Prozess“ baut das gesamte Erhebungs- und Analyseverfahren auf. Datenerhebung und Auswertung verlaufen in der GTM parallel. Die im Entstehen zu begreifende Theorie bestimmt, welche Daten als nächstes erhoben werden und wo sie zu finden sind (vgl. Glaser/ Strauss 2008, S. 12ff). Teil B dieser Arbeit gibt einen Überblick über den Forschungsstil der (Reflexiven) GTM sowie über das konkrete forschungspraktische Vorgehen.

4.1 Die GTM als qualitatives Verfahren

Ausgehend von Flick et al. (vgl. Flick/von Kardorff/Steinke 2008, S. 20ff) eignet sich ein qualitatives Forschungsdesign insbesondere für Felderkundungen im Rahmen von explorativen Forschungsprojekten, zu denen sich die vorliegende Arbeit zählt. Der Mehrwert einer qualitativen Erhebung liegt in dem Zugang zu dem Verständnis der sozialen Wirklichkeit der Forschungssubjekte. Diese Wirklichkeit ist das Produkt sozialer Konstruktionsprozesse, in denen Menschen beständig eine gemeinsame Welt herstellen. Die Lebenslagen, in welchen sie sich befinden, werden durch Indikatoren wie Alter, Einkommen, Bildung, etc. objektiv bestimmt und durch subjektive Interpretationsleistungen zu handlungswirksamen subjektiven und kollektiven Deutungsmustern, dem sogenannten Konzept der „Lebenswelt“. Diese interpretierbaren Bedeutungen, Normen und Werte, sozialen Beziehungen und Lebensumstände, welche Grenzen und Möglichkeiten symbolisieren, werden

¹⁰ Krotz 2005, S. 125.

von den Menschen „mit den eigenen biografischen Entwürfen, der vergangenen Lebensgeschichte und mit wahrgenommenen Handlungsmöglichkeiten in der Zukunft verknüpft“ (Ebd., S. 21). Im Unterschied zu den Naturwissenschaften, bei denen Phänomene quasi „geschehen“, beruht das von der Sozialwissenschaft untersuchte „Soziale“ auf sinngelitetem und bedeutungsstrukturiertem menschlichen Handeln (vgl. Krotz 2005, S. 13). Im Rahmen einer hermeneutischen Interpretation sollen diese individuellen und gemeinschaftlichen Denk- und Handlungsmuster verstehbar gemacht werden. Dabei spielt die Kommunikation eine besondere Rolle, sowohl in Bezug auf die Analyse der gewonnenen Daten, welche als „Re-Konstruktion der sozialen Konstruktion der Wirklichkeit“ verstanden wird, als auch bereits während der Datenerhebung (vgl. Flick/von Kardorff/Steinke 2008, S. 21).

Die GTM als theoriegenerierendes Verfahren lässt sich nach Krotz üblicherweise den qualitativen Erhebungsverfahren zuordnen, da sie ebenfalls kontextbezogen, kommunikativ und auf den subjektiven Sinn sozialen Handelns ausgerichtet sind. Dennoch ist diese Einschätzung nicht dogmatisch. Sollte der Gegenstand ein quantitatives Vorgehen erfordern, so kann sie auch auf quantitative Daten angewandt werden (vgl. Krotz 2005, S. 14f). Auch Glaser und Strauss betonen, dass beide Formen von Daten Theorie generieren können. Dennoch sprechen sie sich für ein qualitatives Forschungsdesign im Rahmen von Untersuchungen im sozialwissenschaftlichen Bereich aus (vgl. Glaser/Strauss 2008, S. 24ff). In der vorliegenden Studie soll ebenfalls ein qualitatives Forschungsverfahren¹¹ als Anlage dienen. Die Entscheidung für ein qualitatives Forschungsdesign stützt sich zudem auf Einschätzungen bestehender Studien zu ähnlichen Forschungsfragen, welche betonen, dass „Medienhandeln nur eingebettet in Zusammenhänge der Lebenswelt verstanden werden kann“ (Wagner 2008, S. 28).¹²

Neben dem Konflikt über die Rolle des Vorwissens, welcher in Kapitel 4.3 näher beschrieben wird, widersprechen sich Glaser und Strauss nach ihrer Trennung hinsichtlich der Verortung der GTM im Rahmen der qualitativen Datenanalyse. Glaser vertritt hierbei die Meinung, dass Verfahren qualitativer Datenanalyse häufig an Genauigkeit einbüßen und lediglich Beschreibungen von Phänomenen leisten, anstatt wirkliche Theorie zu generieren. Er betont, dass eine Vermischung der beiden Methodologien, eine Abwertung der GTM ergeben würde. So warnt er vor einem „multi-method cherry picking approach“ (Glaser 2004 [8]), der lediglich das Label GTM trage, aber nicht nach deren strengen Regeln operiere und erklärt die „classic Grounded Theory“ nach seinem Vorbild für nicht kombinierbar mit Methoden der qualitativen Datenanalyse (vgl. ebd., [2-9]). Strauss hingegen entwickelt die GTM in eine andere Richtung weiter. Zusammen mit Corbin positioniert er die GTM als einen Typ qualitativer Forschung, der prinzipiell neben der Ethnografie, der Biografieforschung, etc. steht

¹¹ Unter dem Begriff Verfahren soll nach Krotz das gesamte empirische Vorgehen gefasst werden, nicht lediglich die Auswahl an qualitativen Methoden der Datenerhebung wie Interviews, teilnehmende Beobachtung etc. (vgl. Krotz 2005, S. 29).

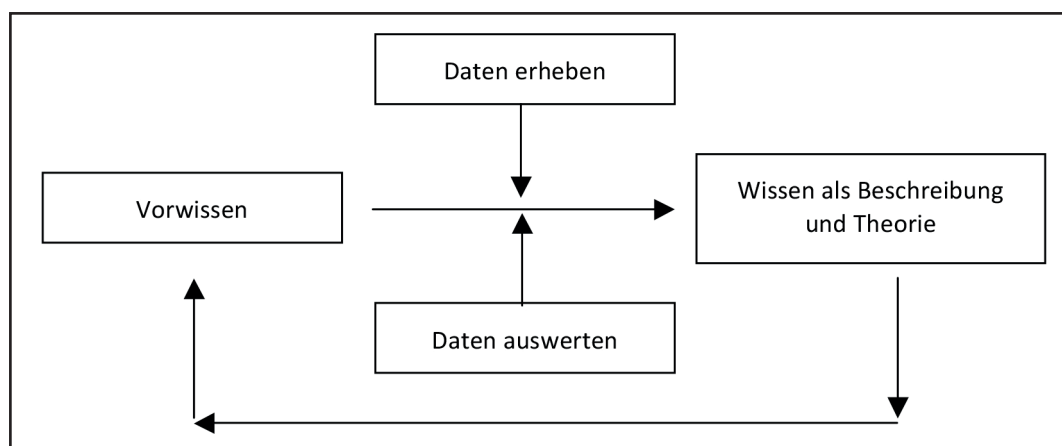
¹² Vgl. ebenfalls bspw. Paus-Hasebrink/Bichler 2008, S. 128; Berger 2001, S. 113ff; Lenssen 1988, S. 79.

und von Wissenschaftlern aus eben diesem Pool an Angeboten zur Problemuntersuchung ausgewählt werden kann. In einem sind sich Glaser und Strauss über ihren Konflikt hinaus einig: Die besondere Qualität der GTM ergibt sich aus dem induktiv-gegenstandsverankerten Prozess der Theoriegenerierung (vgl. Strauss/Corbin 1996, S. 6ff).

4.2 Der Prozess der Theoriegenerierung

Als Verfahren der sozialwissenschaftlichen Hermeneutik, der Lehre vom Verstehen und Deuten alltagsweltlicher Texte und Symbolisierungen, ermöglicht die GTM eine **Entwicklung von Theorie** aufgrund der im Forschungsverlauf in Interaktion mit den Forschungssubjekten gewonnenen Daten. Die Theorie ist folglich „grounded“, also „gegenstandsgegründet“ (vgl. Breuer 2009, S. 39). Die beiden Begründer der GTM, Glaser und Strauss, betonen stets das Verständnis von Theorie als unfertiges Produkt, das immer in der Phase der Entwicklung verbleibt und nie als abgeschlossen betrachtet werden kann. Lediglich ein prozessuales Verständnis von Theorie wird der Wirklichkeit sozialen Handelns gerecht (vgl. Glaser/Strauss 2008, S.41). Krotz beschreibt die empirische Forschung als einen regelgeleiteten Lernprozess der Forscherin und des Forschers, der zielgerichtet, problembezogen, systematisch, datengestützt und dokumentiert ist. In einem Dialog mit der Wirklichkeit gelangt sie bzw. er durch eine Erweiterung, Verbesserung und Vertiefung des Vorverständnisses zu immer größerem Wissen (vgl. Krotz 2005, S. 11ff). Dieses Vorwissen, das, wie später genauer erläutert wird, aus Meinungen, Grundhaltungen, Vorurteilen oder auch wissenschaftlichen Ansichten besteht, die durch ihre Ausgangsdisziplin oder Praktiken etc. ebenfalls in eine bestimmte Richtung eingefärbt sind, gilt es stetig zu verbessern. Vereinfacht dargestellt wird diese Vertiefung durch einen zirkulären Prozess erreicht, in dem das Vorwissen durch Datenerhebung und -auswertung zu einer Beschreibung und Theorie weiterentwickelt wird (vgl. ebd., S. 126f).

Abbildung 1: Vom Vorwissen zum Wissen



Quelle: Eigene Darstellung nach Krotz 2005, S. 127.

Dieser Ablauf erinnert an die **Gedankenfigur des hermeneutischen Zirkels**. Bei der spiralförmigen Erkenntnisbewegung vollzieht sich ein Kreisprozess zwischen dem Vorverständnis und der Deutung der empirischen Daten. Diese beiden Wissensbestände bedingen sich gegenseitig und dienen in jeder Spiralumrundung als Ausgangspunkt für das erweiterte Wissen (siehe Abbildung 1). Dabei leitet in jedem Durchgang das Vorwissen die Ereignisdeutung, welche wiederum stets das Vorwissen verändert und vergrößert (vgl. Breuer 2009, S. 48). Auch der Forschungsprozess der GTM lässt sich als spiralförmig angelegte Folge von Schritten beschreiben. Die anfängliche Forschungsfrage führt den Wissenschaftler in die Spirale hinein, wo der oben beschriebene Ablauf beginnt. Dieser Prozess besteht aus drei Aktivitäten, welche stetig aufeinander folgen. Zunächst werden die Forschungspartner ausgewählt und die Daten erhoben, bevor diese analysiert werden und letztlich aufgrund der Ergebnisse eine Theorie entwickelt wird, die dann in weiteren Spiralumkreisungen getestet, verworfen, ausgebaut und schließlich verfestigt wird. Diesen vorläufigen Endpunkt nennt man „Theoretische Sättigung“¹³. Sie tritt ein, wenn sich in den Daten keine neuen Theorien mehr finden lassen. Vor diesem Abbruchkriterium kann der Spiraldurchlauf stets durch neue kontrastierte Fälle aufgefrischt werden, welche weitere Konzepte in den Forschungsprozess einbringen und so die im Entstehen zu begreifende Theorie auf immer neue Proben stellen und verändern (vgl. Krotz 2005, S. 167ff).

Der beschriebene Prozess der Theoriegenerierung unterliegt einem spezifischen Regelsystem, das bereits in den Anfängen der GTM von Glaser und Strauss als planvoll und systematisch bezeichnet wurde (vgl. Glaser/Strauss 2008, S. 38). Diese Regeln werden in der Wissenschafts-Community in Diskussionsprozessen hinterfragt, kontrolliert und weiterentwickelt. Die Wissenschaftler legen bestimmte Normen fest, die angeben, welche Methoden, Verfahren und Begriffe verwendet werden dürfen und wo ihre Grenzen und Potenziale liegen. Zusammengefasst lässt sich sagen: „Sie bestimmen, wie diese empirische Verankerung der Wissenschaft in der sozialen Realität aussieht.“ (Krotz 2005, S. 27ff). Die strengen Vorschriften in der GTM geben der Methodologie einen Rahmen, in dem durchaus kreative Theorieentwicklung gewünscht ist, so lange sie auf die Daten rückbezogen werden kann und mit dem Konsens an Regelwerken übereinstimmt (vgl. Breuer 2009, S. 53).

Wie bereits oben angedeutet, beendeten Glaser und Strauss ihre gemeinsame Arbeit aufgrund von Meinungsverschiedenheiten bezüglich des „richtigen Weges“ jenes Forschungsprozesses. Die vorliegende Studie orientiert sich mit Breuer an der flexibleren Forschungsrichtung der GTM, die Anselm Strauss vertritt. Breuers Fokussierung auf selbstreflexive Rückbezüge auf die eigene Forscherperson im Rahmen des Erkenntnisprozesses, den er als Reflexive GTM in seinem gleichnamigen Buch beschreibt, sollen für den hier angewandten Forschungsstil handlungsanleitend sein (vgl. ebd., S. 40).

¹³ Zur Vertiefung siehe Kapitel 5.1.